

ANTJE RÄVIK STRUBEL

Es hört nie auf, dass
man etwas sagen muss



S. FISCHER



Antje Rávik Strubel

**Es hört nie auf, dass man
etwas sagen muss**

Essays

⊠ | E-BOOKS

Über dieses Buch

Was ist das für eine Gesellschaft und was fehlt? Pointiert nimmt Antje Rávik Strubel die aktuelle gesellschaftliche Lage unter die Lupe. Mit engagierter und zugleich poetischer Stimme widerspricht sie dem Gezerre und Gezeter. Sie plädiert für einen spielerischen, abenteuerlichen, wagemutigen Umgang mit Sprache, für ein emphatisches und aufmerksames Miteinander und eine Vielfalt der Lebens- und Liebesweisen. Sie erzählt von Virginia Woolf und Selma Lagerlöf, von dem Griff nach den Sternen und dem Aufbruch ins Unbekannte. Diese kritischen, literarischen und persönlichen Reden und Essays spannen den Bogen vom Ende des 19. Jahrhunderts zum Beginn des 21. Jahrhunderts und blättern mit dem nötigen feministischen Hintersinn andere Seiten der gesellschaftlichen Landkarte auf.

Biografie

Antje Rávik Strubel lebt in Potsdam. Mit ihrem ersten Roman tauchte Rávik auf (zunächst noch Rávic). Es folgten u.a. die Romane »Tupolew 134«, »Kältere Schichten der Luft«, »Sturz der Tage in die Nacht« und »In den Wäldern des menschlichen Herzens«. Ihr literarisches Werk wurde mit zahlreichen Preisen geehrt, darunter dem Preis der Literaturhäuser 2019. Der Roman »Blaue Frau« wurde mit dem Deutschen Buchpreis 2021 ausgezeichnet. Antje Rávik Strubel übersetzt u.a. Joan Didion, Monika Fagerholm, Lucia Berlin und Virginia Woolf.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

ANKLEBEN VERBOTEN!

1. Halte dich nicht zurück
2. Widersprich dir.
3. Widersteh der Versuchung,
Bedeutsames zu sagen.
4. Vernachlässige dich selbst.
5. Betrachte die Wirklichkeit
aus der Schräglage.
6. Deine Sätze sind die
Wirklichkeit, traue ihnen nicht.

7. Verschleier dein Anliegen

8. Lösche deine Spuren.

9. Benutze deine Zweifel,
um Sätze zu bilden.

10. Sei viele. Sei jung und alt,
weiblich und männlich,
hell und dunkel zugleich.

11. Mach dich unabhängig
von Lob.

12. Kehre um und entwirf
deine eigenen Regeln.

13. Ertränke deine Leser
und deine Vögel im Licht.



Für Zaia

I

Woolfs Erbe

Dankesrede zum Deutschen Buchpreis

Ich wusste: Sollte ich diesen Preis bekommen, würden mir die Worte fehlen. Nicht Worte der Dankbarkeit. Es gibt viele Menschen, denen ich sehr dankbar bin: aus meinem Verlag, meiner Agentur und Silvia Bovenschen, der dieser Roman gewidmet ist.

Ich wusste auch: Ich kann nicht sprachlos vor Ihnen stehen. Nicht in diesen zänkischen Zeiten. Und vor allem nicht nach Erhalt eines Preises (für den ich der Jury herzlich danke), der einem Roman gilt, der die erzwungene Sprachlosigkeit einer jungen Frau umkreist und ihr Vermögen, sich der Sprache und damit der gesellschaftlichen Sichtbarkeit wieder zu bemächtigen.

Am liebsten hätte ich über Sprache reden wollen, Sprache als ästhetischer Spielplatz, als etwas, das für uns alle, die wir schreiben, so elementar ist. Für Lucia Berlin war sie die Brücke über den Abgrund, für mich ist sie ein Ort des Berauscht- und Entrücktseins und zugleich Irritation und Wagnis. Aber sobald

ich darüber sprechen will, übertönen mich Gezerre und Gezeter, und ich lande mitten in einem furchtbaren Krieg; dem Krieg, der heute verbissen um Bezeichnungen und Benennungen geführt wird, also darüber, wer wir sein dürfen und wer das Sagen darüber hat. Der damit verbundene Hass ist befremdlich und bedrohlich, aber ist er nicht auch schrecklich *normal*? Kriege wurden schon aus geringfügigeren Anlässen geführt!

Das muss ich ansprechen, wenn mich das Licht der Öffentlichkeit streift. Schließlich schreibe ich seit Jahren Figuren, die dem, was allgemein als *normal* gilt, als selbstverständlich, ganz selbstverständlich widerstehen. Die eher auf die Schlupflöcher in dieser Normalität verweisen (oder sollen wir »Norm« sagen?), weil sie keine Möglichkeit oder kein Interesse daran haben, sie für sich zu beanspruchen. Weil diese Normalität nur deshalb normal ist, weil sie da ist, und nicht etwa, weil sie gut ist. Eine der weniger subtilen Strategien zur Sicherung dieser Bastion ist ja das Bashing einer Haltung, die sich weigert, länger mit dem üblichen »Jetzt habe dich nicht so«, »Stell dich nicht so an« auf die Erfahrung von struktureller Demütigung, Gewalt oder bloß Ignoranz zu reagieren. Also das Bashing von – jetzt hätte ich fast »politische Korrektheit« gesagt! Ein schmutziger Begriff! So schmutzig, wie es bis vor kurzem auch das Wort »Feministin« noch war. Für Virginia Woolf ein korruptes Wort, das nur noch dazu diene, diejenigen auszuschließen und zu demütigen, die es einmal bezeichnet habe.

Solche Worte, schreibt Woolf, werden von »Klingel-an-der-Tür-und-renn-weg-Männern« zum Verunglimpfen benutzt. Eine Beobachtung, die auch Ihnen vielleicht irritierend bekannt vorkommt. Das Internet ist voller »Klingel-an-der-Tür-und-renn-weg-Männer«. Die Demokratie gefährden jene, die das Ende ihrer jahrhundertealten Meinungshoheit zum Ende der Meinungsfreiheit erklären.

Aber ist es denn nicht selbstverständlich, dass man mit dem Namen angesprochen werden möchte, unter dem man sich auch angesprochen fühlt? War das für die, die heute am lautesten schreien, nicht immer selbstverständlich?

Vielleicht ist es ja zu einfach, um für wahr gehalten zu werden. Da werden wir misstrauisch. Kann es wirklich so einfach sein?

»Vielleicht muss das Selbstverständliche erst wieder unverständlich werden, um selbstverständlich zu bleiben.« Das ist ein Satz von Ilse Aichinger, der auch daran erinnert, dass die Sprache beweglicher ist und wandelbarer als wir in unseren Gewohnheiten. (Obwohl wir sie ja angeblich erfunden haben.)

An dieser Wandelbarkeit habe ich Freude, an einer Sprache, in der Spielen ausdrücklich erwünscht ist, die ins Stolpern kommen darf und Ungesichertes aushält. Und bei aller Freude am sprachlichen Wagnis, am beweglichen Wort, ist eines sonnenklar: Rávik und ich sind Schriftstellerin (nicht: Schriftsteller), und als solche manchmal ausgezeichnet mit einem Sternchen!

(18.10.2021 im Kaisersaal des Frankfurter Römer)

Gendergewänder: Ein Kuss ist schöner mit ß

Etwas fehlt mir beim Schreiben. Nicht erst seit der Arbeit an meinem jüngsten Roman »Blaue Frau«. Es fehlt schon länger. Anfangs fand ich keine gute Erklärung dafür, wusste nicht einmal, wie das, was das Gefühl des Mangels auslöste, zu benennen wäre. Aber so seltsam das klingen mag: Mir fehlten die Worte. Beispielsweise war es schwierig, einen menschlichen Körper zu beschreiben, ohne preiszugeben, ob es sich um einen Jungen oder ein Mädchen handelt. Manchmal wäre das der Spannung dienlich gewesen.

In »Kältere Schichten der Luft« machte die Wandelbarkeit des Geschlechts den eigentlichen Kern der Geschichte über zwei Frauen Anfang 30 aus, die miteinander eine heterosexuelle Liebesgeschichte zweier Teenager erleben. Eine von ihnen wird, begehrend, ein Junge. Ich begnügte mich mit einer erzählerischen Umleitung und wechselte zwischen der Ich-Erzählung und der personalen Perspektive des »er« hin und her. Die Übergänge blieben unbenannt. In »Blaue Frau« wiederum ist die Hauptfigur dem Anschein nach weiblich. Sie verliebt sich in einen estnischen Politikwissenschaftler und EU-Abgeordneten. Gleichzeitig sagt sie von sich, sie sei keine Frau. Ein Mann sei sie allerdings auch nicht. Das sprachlich

nachzuvollziehen machte Probleme. Mir stand nur »sie« zur Verfügung. Mittlerweile gibt es Stützräder wie das Pronomen »xier«. Es zu benutzen hätte allerdings bedeutet, den Roman, in dem es um ganz andere Dinge als das Geschlecht der Hauptfigur geht, einer aggressiven politischen Debatte auszuliefern. Es hätte außerdem einen ungewollten Verfremdungseffekt hervorgerufen. Noch gehört »xier« der Sphäre einer experimentelleren Ästhetik an.

Im Schwedischen gibt es »hen«, das sich harmonisch zwischen »han« und »hon« schmiegt und bisher, soweit ich weiß, keine Proteststürme auslöste. Ebenso wenig wie das elegante »s/he« im Englischen, wobei »they« mittlerweile häufiger im Umlauf ist. Im Finnischen braucht es solche Erweiterungen gar nicht erst, da sich das Geschlecht eines Menschen aus dem Kontext ergibt, was auch bedeutet, dass es sich immer wieder und auch anders ergeben kann. Das Finnische hält den Raum des Möglichen offen.

Apropos Worte. Neulich stieß ich auf eine kuriose Sache. Beim Übersetzen von Virginia Woolfs großem Essay »Drei Guineen« erfuhr ich erstaunt, dass sie das Wort »feministisch« mit Vergnügen verbrennen würde. Ausgerechnet Woolf. Keine andere Schriftstellerin hat so früh wie sie den ursächlichen Zusammenhang von Krieg und Patriarchat herausgearbeitet. Ich beschloss, diese Aussage für einen produktiven Widerspruch innerhalb ihres visionären feministischen Textes zu halten. Offenes Denken kommt selten ohne Widersprüche aus. Woolf jedoch bezeichnet das Wort als »korrupt«. Und

schnell wurde klar: Nicht dem Feminismus und seinen Anliegen gilt Woolfs Entrümpelungsfuror, sondern einem Wort, das sie, einst hilfreich, nun, 1938, als kontaminiert betrachtet, weil es nur noch dazu diene, diejenigen auszuschließen und zu demütigen, die es einmal bezeichnet habe. Nur »Klingel-an-der-Tür-und-renn-weg-Männer und Unruhestifter« würden dieses Wort, schreibt Woolf, in Zukunft noch benutzen.

Diese Beobachtung ist irritierend bekannt. Auch unsere Zeit kennt zur Genüge Wörter, die, ihrer einstigen Bedeutung beraubt, zur Verunglimpfung dienen, und Klingel-an-der-Tür-und-renn-weg-Männer sind unschwer als Trolle zu erkennen. Selbst wenn solche Wörter nicht gleich verbrannt gehören, haben sie zweifellos eine Pause verdient. Und so wie die Sprache (wir) Wörter verschleißt, hat sie ein Bedürfnis nach neuen. Da bin ich mit Virginia Woolf einer Meinung: Immer fehlen einem die Worte für bisher Ungesagtes. Für bisher Unsichtbares.

Glücklicherweise tauchen im Wandel der Sprache – dem Wandel der Zeiten geschuldet – Wörter und Zeichen auf, deren Ausdruckskraft sich häufig an der Kraft des Gegenwindes messen lässt, der sie empfängt. Ein Beispiel aus jüngster Zeit ist das *. Mit seiner Hilfe werden ehemals in schattenhaftes Dasein Verbannte nicht konformen Geschlechts sprachlich sichtbar. Das gefällt mir. Vielleicht gefällt mir daran vor allem, dass das * kein Wort ist, keine Benennung im herkömmlichen Sinne, kein weiteres Label, das ein Leben aufspießt wie einen toten Schmetterling, sondern einfach zwischen den Buchstaben

hervorstrahlt. Es sorgt für einen leichten Schwindel, eine Ver*rückung innerhalb eines Wortes. Der gewohnheitsmäßige Trott unserer Wahrnehmung kommt kurz ins Stolpern. Als Schriftstellerin neige ich zur kleinen Irritation, zum ästhetischen Spiel. Erfindungen wie diese kurbeln meine Phantasie an. Wer hat dieses geniale * eigentlich erfunden?

Nun bläst ihm aber der Vorwurf entgegen – ich unterstelle hier durchaus Kalkül –, ein nerviges Gendern der Gesellschaft provoziert zu haben. Vorher, so die Suggestion, hätte ein quasi paradiesischer Zustand geherrscht, die Wissenschaft wäre objektiv gewesen, die Liebe voller Liebesspiel, in der Sprache wäre es vernünftig zugegangen, und man hätte überhaupt seine Meinung sagen dürfen. Kurz: Geschlecht hätte nicht die geringste Rolle gespielt. Nun wäre das alles hin und zum – was? Man darf ja nicht einmal mehr »zum Teufel!« sagen! Zu*r Teufel*in?

Die ganz und gar nicht paradiesische Ordnung, das muss nicht ausgeführt werden, ist eine jahrhundertlang von Männern fabrizierte und damit zutiefst gegenderte Gesellschaft. Man muss schon Mann sein, um mitreden zu können. Alle anderen sind bestenfalls »mitgemeint«, wie es das generische Maskulinum sprachlich bis heute schön veranschaulicht.

Wir Menschen sind Gewohnheitstiere. Gewohnheiten ergeben sich aus Gesetzen, Brauch und Tradition, dem »Tanz um den Maulbeerbaum«, wie Virginia Woolf das sarkastisch nennt. Auch das generische Maskulinum ist so ein ritualisierter

Tanz, seit es in den 1960er Jahren zum ersten Mal in deutschen Grammatiken auftauchte. Eine »Gebrauchsgewohnheit«, präzisiert Wikipedia, die eine mittlerweile vergangene Wirklichkeit abbildet, indem sie »maskuline Personen- oder Berufsbezeichnungen verallgemeinernd« gebraucht »für Personen, deren Geschlecht unbekannt oder nicht von Bedeutung ist«. Unbekannt oder nicht von Bedeutung. Das beträfe beispielsweise mich. Das Schöne an Gewohnheiten ist, dass sie sich ändern können. Sie sind nicht in Stein gemeißelt. »Überschütten Sie den Baum mit Gelächter!«

Gesetze, Brauch und Tradition machen es oft schwierig, das Offensichtliche zu sehen: Mit dem Sternchen geht ein Entgändern der Gesellschaft einher, ein Entgrenzen des starren zweigeschlechtlichen Korsetts von Körper und Geist. Diejenigen, die sich das Verteufeln des Sterns zur Aufgabe gemacht haben, sollten, um das Ziel nicht zu verfehlen, zunächst wissen, was sie verteufeln: das Entfernen der Kategorie Geschlecht als Auswahlkriterium für alles und jedes aus dem gesellschaftlichen Machtgerangel, als Kategorie, die auf dem Ein- und Ausschließen basiert, auf Rivalität und Konkurrenz, die in der Konsequenz immer ans selbe Ende führt: zu Kampf und Krieg. Nicht von ungefähr ist der Stern kein Herrschaftssymbol. Sterne gibt es viele. Sie sind über den ganzen Himmel verstreut und funkeln alle unterschiedlich.

Statt uns aber am Gefunkel zu erfreuen: ein Gezerre, ein Gezeter, ein furchtbarer Krieg. Führte man solche Kriege eigentlich einst auch um i-Punkte? Die entscheidendere Frage